

Rainald Merkert

Macht und Ohnmacht der Massenmedien

Zur Pädagogisierung des Fernsehens

Die empirische Erforschung der Massenmedien und ihrer Bedeutung im Kommunikationsfeld hat in den vergangenen Jahren beträchtliche Fortschritte gemacht. Insbesondere ist das zugrunde liegende Problembewußtsein differenzierter geworden. Während man zunächst die Einflüsse der Medien auf die Rezipienten als relativ einfache Kausalvorgänge betrachtete, also annahm, daß bestimmte publizistische Aussagen beim sie aufnehmenden Adressaten bestimmte Wirkungen hervorbringen (weshalb man deren Erforschung schlicht als „Wirkungsforschung“ bezeichnete), weiß man heute, daß Kommunikationsprozesse viel komplexer sind, daß eine Fülle von Faktoren mitspielt, wobei jeder Faktor auf die anderen beteiligten Faktoren einwirkt und seinerseits von ihnen beeinflusst wird. Das gilt auch für das Fernsehen, wenngleich man sich weithin einig ist in der Annahme, daß dieses Medium die Meinungen und Attitüden der Zuschauer in der Regel stärker beeinflusst als die anderen Massenmedien, einmal wegen seiner optisch-akustischen Eindringlichkeit, zum anderen deshalb, weil der „Durchschnittsbürger“ dem Fernsehen mehr Zeit widmet als anderen Medien.

Man geht heute davon aus, daß jeder Mensch ständig einer Fülle von informierenden, belehrenden, meinungsbildenden Eindrücken ausgesetzt ist. Aus diesem Gesamtbestand der Einflüsse medialer, persönlicher, gruppenspezifischer Art jene des Fernsehens herauszupräparieren, ist äußerst schwierig und mitunter sogar unmöglich, insbesondere dann, wenn es sich um die Feststellung langfristiger Wirkungen bzw. Wechselwirkungen und deren Bedingungen handelt. Auf die daraus sich ergebenden methodischen Probleme soll hier jedoch nicht eingegangen werden. Uns geht es vielmehr um die Fragestellungen und vor allem um deren anthropologischen Rahmen; denn wie scharfsinnig man auch immer in der Entwicklung von Forschungsmethoden sein mag, deren Ergebnisse können nie besser sein als die Fragen, die gestellt werden. Nun führt ein differenzierteres Problembewußtsein natürlich auch zu differenzierteren und präziseren Fragestellungen; doch scheint es mitunter, als ob man inzwischen vor lauter Bäumen den Wald aus dem Auge verlöre, als ob man vor soziologischen und psychologischen Einzelergebnissen deren anthropologischen Zusammenhang nicht mehr sähe. Im folgenden soll deshalb nicht von Spezialerhebungen im Kommunikationsfeld die Rede sein; vielmehr soll auf einige anthropologische Grundeinsichten und deren Konsequenzen hingewiesen werden, die bei Kommunikationswissenschaftlern und besonders Kommunikationspraktikern selten Beachtung finden.

Der Mensch, das fragwürdige Wesen

Als Resultat der langen Problemgeschichte der Anthropologie ist wiederholt die resignative These formuliert worden, daß unser Faktenwissen vom Menschen zwar ständig wächst, unser Wesenswissen aber entschwindet. Man kann diese These jedoch auch ins Positive wenden, und dann besagt sie, daß trotz des wachsenden empirischen Wissens, also trotz aller biologischen, psychologischen, soziologischen, kulturwissenschaftlichen, historischen Antworten der Mensch eine „offene Frage“ bleibt, die durch keinen Begriff, keine Theorie, kein Menschenbild jemals erschöpfend zu beantworten ist.

Soll diese These von der „Fraglichkeit“ des Menschen konkretisiert werden, so ist sie sogleich in zweifacher Richtung auszulegen. Einmal wird der Mensch gefaßt als das in Frage gestellte Wesen, als das fragwürdige Wesen im negativen (metaphorischen) Sinn dieses Begriffs, als das mangelhafte und gefährdete Wesen also; zum anderen wird er gesehen als in die Möglichkeit der Frage hineingestellt, als das fragwürdige Wesen im positiven (wörtlichen) Sinn des Wortes, also als das des Fragens würdige, durch die Möglichkeit des Fragens ausgezeichnete Wesen. Dabei ist entscheidend, daß beide Auslegungen nur als zwei Aspekte der einen Grundstruktur des Menschen zu verstehen sind, daß das In-Frage-gestellt-Sein des Menschen und das In-die-Frage-hineingestellt-Sein aus einer Wurzel entspringen¹.

Die These vom Menschen als Mängelwesen ist in unserer Zeit von Arnold Gehlen ausgeformt worden. Er selbst knüpft dabei ausdrücklich an Herder an. Doch ist der Ansatz seiner Argumentation viel älter; er findet sich bereits in der griechischen Philosophie. Am ausführlichsten ist er dargestellt in Platons Dialog Protagoras, dort allerdings in die Form des Mythos gekleidet. Gehlen geht aus von der organischen Mangelhaftigkeit des Menschen und stellt fest: „der Mensch wäre, der rohen Natur wie ein Tier ausgesetzt, mit seiner ihm angeborenen Physis und seiner Instinkt-mangelhaftigkeit unter allen Umständen lebensunfähig.“² Er fragt dann weiter, mit welchen Mitteln ein derart ausgestattetes Wesen eigentlich existiert. Und auf diesen Frageansatz beschränkt er sich, sieht den Menschen also nur im Horizont seiner biologischen Natur, deren funktioneller Sinn sich darin erschöpft, das von ihr produzierte Leben vor dem natürlichen Untergang zu bewahren.

Dennoch führt dieser reduzierte Ansatz, der das Produktive der menschlichen Daseinsweise nur als Kompensation des natürlichen Mangels deutet, zu einigen wichtigen Einsichten. Von außen der Reizüberflutung, von innen dem Antriebsüberschuß ausgesetzt, braucht der Mensch, um leben zu können, die Fähigkeit zu distanzierender Entlastung. Und Gehlens origineller Einfall ist es nun, die Gesamtausstattung des Menschen von der Sensomotorik über die Sprache bis zum Denken als ein Gefüge von Entlastungsstrukturen durchzukonstruieren. Technik und Kunst, die Institutionen von Recht und Moral werden ebenso wie die individuell erworbene Wahrnehmungswelt unter dem Aspekt der Entlastung begriffen.

Die Wahrnehmungswelt, der scheinbar „unmittelbare“ Bestand der gegebenen Welt

ist in Wahrheit „hochgradig durch unsere Eigentätigkeit vermittelt und geradezu ein Resultat“³. Nachdem wir im handelnden Umgang mit den Dingen deren Beschaffenheit be-griffen haben, brauchen wir nicht jedesmal neu nach ihnen zu greifen, vielmehr sind ihre Umgangs- und Gebrauchswerte uns dann rein optisch mitgegeben, ihre Materialstruktur, Schwere, Entfernung, ja ihre „Handlichkeit“, die wir überdies sprachlich auch noch auf den „Begriff“ bringen können – selbst die Alltagssprache macht den Zusammenhang dieser Tätigkeit mit der Sensomotorik deutlich. Am Ende dieser hier nicht nachzuzeichnenden Prozesse steht als Ergebnis, daß wir uns die Welt übersichtlich gemacht haben und uns deshalb in ihr orientieren können.

Auch die Normen, Konventionen, Verhaltensmuster jener Kultur und Gesellschaft, in die der Mensch hineingeboren wird, müssen vom einzelnen selbsttätig erworben werden. Da sein Verhalten nicht wie das des Tieres in den lebenswichtigen Belangen instinkthaft festgelegt ist, muß er sich auf diese Weise Sicherheit des Verhaltens erwerben. Gehlen sieht auch diesen Prozeß unter dem Aspekt der Entlastung. Die kulturellen Verhaltensmuster oder Institutionen, die erst ein geregeltes und dauerndes Zusammenleben von Menschen ermöglichen, haben für den einzelnen eine stabilisierende Funktion: „Sie sind die Formen, die ein seiner Natur nach riskiertes und unstabiles, affektüberlastetes Wesen findet, um sich gegenseitig und um sich selbst zu ertragen, etwas, worauf man in sich und den anderen zählen und sich verlassen kann.“ Nicht zuletzt bringen sie „den außerordentlichen Gewinn einer Stabilisierung auch des Innenlebens“⁴, so daß man nicht bei jeder Gelegenheit sich affektiv auseinanderzusetzen oder sich Grundsatzentscheidungen abzwängen hat.

Auch die kulturellen und gesellschaftlichen Verhaltensmuster, die das Zusammenleben der Menschen, ihre Herrschaftsformen, selbst ihren Kontakt mit dem Übersinnlichen regeln, dienen also insofern der Orientierung des einzelnen, als sie Welt und Gesellschaft übersichtlich machen und ihn vom Zwang permanenter Neuorientierung befreien. Für Gehlen bedeutet die auf diese Weise erreichte wohltätige Sicherheit eine Entlastung, die lebenswichtig ist, auch deshalb, weil erst „auf diesem Unterbau innerer und äußerer Gewohnheiten die geistigen Energien sozusagen nach oben abgegeben werden können“, für „eigentlich persönliche, einmalige und neu zu erfindende Dispositionen“ frei werden⁵. Dabei kann es freilich an den Kontakt- bzw. Bruchstellen auch zu inneren und äußeren Konflikten kommen. Der „Unterbau“ aber, obwohl selbsttätig erworben, wird uns so selbstverständlich, daß er die Überzeugungskraft des Natürlichen gewinnt – nicht von ungefähr gebrauchen wir die Bezeichnung „natürlich“, wenn wir „selbstverständlich“ meinen.

Bisher war die Rede nur vom negativen Sinn der Fragwürdigkeit, der sich ergibt, wenn man den Menschen von der biologischen Naturordnung her betrachtet. Der positive Sinn der Fragwürdigkeit hingegen wird deutlich, wenn man das Produktive der menschlichen Daseinsweise nicht nur als Kompensation seiner biologischen Ungesicherheit versteht, sondern auch als Ausdruck seiner geistigen Freiheit. Historisch gesehen sind beide Betrachtungsweisen zumeist gegeneinander ausgespielt worden. Es kommt

jedoch darauf an, „Natur und Geist“ im Menschen nicht als Gegenspieler zu fassen, auch nicht als übereinander geschichtete Realitäten, sondern als ursprüngliche, unauflöslich miteinander verzahnte Einheit. Der Sinnengewinn durch vermittelndes Fragen darf nicht auf die Reflexion des Menschen eingeschränkt werden, er muß bis in die Sensorik zurückgenommen werden; die biologischen Gegebenheiten setzen dem fragenden Subjekt nicht nur natürliche Grenzen, sondern gehen auch als Antriebe in sein Fragen ein.

Allerdings kommt es nicht von ungefähr, wenn beide Aspekte gegeneinander ausgespielt werden, wenn sie in der Geschichte abendländischen Denkens als „naturalistischer“ und „idealistischer“ Ansatz einander feindlich gegenüberstehen, denn tatsächlich bilden sie eine ausgesprochen spannungsvolle Einheit. Zwar kann der Mensch nicht ständig alles in Frage stellen und von Grund auf neu begreifen und begründen, denn das würde ihm unmöglich machen, zu leben; andererseits macht es gerade seinen Vorzug aus, daß er des Fragens würdig ist und also auch tatsächlich Fragen stellt. Einerseits ist die „wohl-tätige Sicherheit“, die ihm seine erworbenen Verhaltensmuster gegenüber Welt und Mitmenschen geben, für ihn lebenswichtig; andererseits kann er nur durch Fragen und Weiterfragen die für ihn als Menschen wesentliche Dimension fortschreitenden individuellen Sinngewinns realisieren, und auch gesellschaftliche und kulturelle Weiterentwicklung ist nur auf diese Weise möglich. Die von Gehlen erwähnten geistigen Energien, die „sozusagen nach oben abgegeben werden können“, werden erst durch Fragen mobilisiert.

Für Kinder, die Erfahrungen und Verhaltensweisen der Weltorientierung noch erwerben müssen, liegt die Wichtigkeit des Fragens auf der Hand, und für sie ist die Unermüdlichkeit des Fragens ja auch charakteristisch. Für Erwachsene hingegen ist die Verlässlichkeit des Erworbenen lebenswichtig, und wenn es ihnen fraglich (gemacht) wird, bedeutet das zumeist Verunsicherung, gegen die sie sich abzuschirmen suchen, in der Regel um so mehr, je älter sie sind. Das gilt für „Konservative“ wie „Progressive“. So schrieb kürzlich ein Student in der Einleitung zu einer Seminararbeit, er fühle sich durch Thesen und Anschauungen des nach seiner Meinung reaktionären Textes, mit dem er sich auseinandersetzen sollte, „in seiner Identität dermaßen angegriffen, daß er nicht umhin-könne, in aller Schärfe zu reagieren“. Statt Frage und Auseinandersetzung also aggressive Abwehr – ein Mechanismus, auf den noch zurückzukommen ist.

Überforderung durch permanenten Wandel und Informationsflut?

Wenn die Fragwürdigkeit des Menschen seine Not und Tugend zugleich ausmacht, so stellt sich das Problem der Gewichtung beider. Es kann hier nicht gelöst werden, schon gar nicht durch den absurden Versuch einer Angabe von Prozentzahlen. Es kann vermutlich grundsätzlich nicht gelöst werden, da auch bei einem solchen Versuch die Plastizität der menschlichen Natur bzw. die Flexibilität des einzelnen in Rechnung zu stellen

ist. Jedoch drängt sich die Überlegung auf, ob nicht in unserem Jahrhundert durch die rasante Entwicklung und Veränderung in nahezu allen Lebensbereichen die Menschen überfordert werden: ihre erworbenen, Sicherheit gebenden Orientierungs- und Verhaltensweisen werden fast ständig von irgendwoher in Frage gestellt. Ständig werden wir mit neuen Situationen und Problemen konfrontiert, auf direkte und unmittelbare Weise, vor allem aber indirekt und mittelbar, indem nämlich die Medien uns mit Informationen überschwemmen. So geraten wir in einen permanenten Unterscheidungs- und Entscheidungsdruck, dem der Normalmensch kaum mehr gewachsen ist, zumal die Informationen mehr oder minder chaotisch über ihm ausgeschüttet werden.

Bereits vor 25 Jahren sprach Gehlen von der „fieberhaften Eile, mit der die Intellektuellen ihre Ideologien aufbauen und wieder abtragen, mit der die Politiker Teilstücke davon realisieren und wieder einebnen, und das alles unter einem pausenlosen Beschuß von sich widersprechenden Informationen und Meinungen, untermischt mit Suggestionen, das eben Eingepaukte wieder zu vergessen“⁶. Seitdem hat sich die Situation wahrlich nicht geändert. Überdies ist seitdem auch noch ein letztes haltgebendes und stabilisierendes Moment, der religiöse Glaube an die göttliche Lenkung der täglichen weltweiten Ereignismassen, weiter zerbrochen und zerbröckelt.

So ist es für den Menschen nicht nur sinnvoll, sondern anthropologisch gesehen notwendig, sich abzuschirmen gegen das, was ihn irritiert oder ihm bedrohlich erscheint, sofern es ihm nicht gelingt, es in seine vorhandenen Begriffs- und Handlungsmuster zu integrieren. Vermag er aber beides nicht, so werden ihm die „gegebenen“ Orientierungs- und Verhaltensmuster fraglich und dadurch zur Auseinandersetzung „aufgegeben“. Kann er auch diese Aufgabe nicht lösen, weil sie zu umfassend ist oder sich zu häufig stellt, weil seine Energie dazu nicht ausreicht oder seine Frustrationstoleranz zu gering ist, so kommt es u. a. zu jenen Phänomenen, die heute als Streß bezeichnet werden. Zwar stammt dieser Begriff ursprünglich aus der Medizin, doch wird er zunehmend zur Kennzeichnung der extremen Belastungen benutzt, denen der Mensch der Gegenwart ausgesetzt ist. Belastet bzw. überbelastet ist die Beziehung des Menschen zur Welt und zu den Mitmenschen. Die belastenden Situationen sind physischer, psychischer, auch sozialer Art. Die Vermutung liegt nahe, daß nicht zuletzt die Massenmedien mit ihrem Informationschaos zu der Überbelastung beitragen, insbesondere dann, wenn sie problematisieren und in Frage stellen bzw. etwas „bewirken“ wollen.

Gerade die Ausweitung des Begriffs Streß zu einer psychosomatischen, sogar zu einer anthropologischen Kategorie ist im Zusammenhang unseres Themas besonders interessant. Und nicht minder aufschlußreich ist, daß der aus Wien stammende kanadische Arzt Hans Selye, der den Begriff 1936 eingeführt hat, den Streß (wörtlich übersetzt: Druck) nicht nur negativ gesehen hat, als Druck auf die erworbenen Entlastungsstrukturen, daß er ihn vielmehr zugleich als „Salz des Lebens“ bezeichnet hat. Auch in dieser Argumentation werden also die beiden Aspekte menschlicher Fragwürdigkeit deutlich, und ebenfalls wird ihre gemeinsame Wurzel gesehen.

Den realen Belastungen des Alltags kann man nur schwer entgehen. Jenem Druck

hingegen, der von den Massenmedien ausgeht, kann man sich leichter entziehen. Das geschieht auf unterschiedliche Weise. Am sichersten ist, wenn man bestimmte Informationen, beispielsweise bestimmte Sendetypen oder Themen des Fernsehens, gar nicht an sich heranläßt, also den jeweils anderen Kanal wählt. Bei dieser präkommunikativen Selektion orientiert man sich an der eigenen Kommunikationserfahrung. Die Möglichkeit, daß der Zuschauer selbst die Themen und Aussagen wählt, die er empfangen will, erklärt zugleich die Beliebtheit der leichten und „angenehmen“ Unterhaltung.

Mechanismen der Auswahl aus der Fülle der Wahrnehmungen

Aber auch im eigentlichen Kommunikationsprozeß ist der Rezipient keineswegs nur passives Objekt, auf das die Sendungen einwirken. Er ist zugleich tätiges Subjekt. Wenn Orientierung nur in einer übersichtlich gemachten Welt möglich ist, Übersicht wiederum nur durch das Übersehen zahlloser auch möglicher Wahrnehmungen zustande kommt – Gehlen hat auf diesen „tiefen Doppelsinn“ des Wortes Übersicht hingewiesen⁷ –, dann besteht die Rezeption des wahrnehmenden Subjekts vor allem im Vereinfachen, in der Reduktion der Eindrucksfülle und ihrer Integration in das Raster der vorhandenen Begriffe und Überzeugungen. Ja es besteht offenbar die Neigung, bis zur bloßen *Zwei*-teilung zu vereinfachen. Jedenfalls ist auffällig, mit welcher Selbstverständlichkeit und Hartnäckigkeit wir uns solcher Dichotomien bedienen, insbesondere dann, wenn wir mit Geschehnissen und Meinungen konfrontiert werden, die uns fremd sind und uns verunsichern, nicht zuletzt im emotionalen Bereich.

Für ein Wesen mit so hoher Reizzugänglichkeit, wie der Mensch es ist, für ein welt-offenes Wesen also, ist solch ein grobes Einteilungsraster offenbar wichtig; es erlaubt ihm eine erste Grundorientierung. Je komplexer und undurchschaubarer eine Situation ist, mit der er konfrontiert wird, sei es unmittelbar oder durch Medien vermittelt, desto nachdrücklicher bedient er sich des Schemas der bloßen *Zwei*teilung: gut – schlecht, wahr – unwahr, richtig – falsch, progressiv – reaktionär, rechtgläubig – irrgläubig, kapitalistisch – proletarisch, oder wie immer dieses Grobmodell je nach den Umständen inhaltlich gefüllt wird. Auffällig ist dabei, daß es hier um Wertungen geht, die Zustimmung oder Ablehnung bedeuten. Wir operieren also offenbar besonders dann mit diesem Modell, wenn wir uns „existentiell“ angesprochen fühlen, in unseren Grundeinstellungen betroffen werden, im Unterschied zu solchen Situationen und Informationen, die für unser Selbst- und Weltverständnis wenig belangvoll sind.

Anthropologisch aufschlußreich ist die Unausrottbarkeit dieses menschlichen Verhaltens. Seinen klassischen Ausdruck fand es in dem Topos des Herkules am Scheideweg: er hat zu wählen zwischen dem Weg des Guten und dem des Bösen, zwischen Tugend und Laster – während in der Realität des Lebens der Mensch doch viel öfter nur zwischen dem größeren und dem geringeren Übel zu wählen hat.

Doch selbstverständlich funktionieren unsere Wahrnehmungen und Wertungen nicht

nur nach dem dichotomischen Modell. Zu nennen sind weiterhin die *Klischees*. Auch sie, die ebenfalls unausrottbar zu sein scheinen, haben eine entlastende Funktion. Sie dienen gewissermaßen als Stützen der Weltorientierung, indem sie komplexe Sachverhalte und Geschehnisse auf einige Grundmuster reduzieren. Die Neigung, sich an Klischees zu halten, sich geradezu an ihnen festzuhalten, sowie die daraus resultierende Beliebtheit solcher Sendungen, die mit Klischees arbeiten, scheint also wiederum auf Grundbedürfnisse eines weltoffenen Wesens hinzuweisen. Der Mensch kann, zugespitzt gesagt, ohne Klischees nicht leben; dies freilich macht nur die eine Seite seiner Weltoffenheit aus, deren andere darin besteht, daß er Klischees aufbrechen kann, indem er auch sie in Frage stellt und so wieder eine offene Beziehung zu Dingen und Ereignissen gewinnt.

Mögen die Klischees weitgehend gesellschaftlich bzw. gruppenspezifisch bedingt sein, so schlägt sich doch auch die Individualität des Subjekts im Prozeß des Wahrnehmens und Urteilens nieder. Die in der letztlich nur biographisch zu fassenden individuellen Genese erworbenen Orientierungs- und Verhaltensweisen, Einstellungen und Überzeugungen bilden das individuelle Raster, in das Informationen und Ereignisse integriert werden oder durch das sie hindurchrutschen, und sei es in der Weise, daß sie im nachhinein schnell vergessen werden. Auch so wird vereinfacht und Übersicht ermöglicht. Es ist in der ursprünglichen enormen Plastizität und Nichtfestgestelltheit des Neugeborenen begründet, daß der Mensch höchst unterschiedliche Verhaltensstrukturen aufbauen kann; sie alle aber funktionieren in der gleichen Weise, und vor allem sind sie unentbehrlich.

Nun ist das bisher Gesagte freilich auch den Kommunikationswissenschaftlern bekannt. Über die Selektion in der Wahrnehmung ist schon viel geschrieben worden, über ihre psychologischen und soziologischen Gründe ebenso wie über die Mechanismen, die in ihr am Werk sind. Man hat verschiedene Phasen des Kommunikationsprozesses unterschieden sowie eine Reihe von „Bedingungsfaktoren kommunikativen Verhaltens“, etwa biopsychisch oder sozial bedingte, zum anderen kognitive, emotionale, soziokulturelle Faktoren.

Im Rahmen unseres Themas ist besonders hinzuweisen auf Leon Festingers Theorie der *kognitiven Dissonanz* (wobei er mit der Bezeichnung „kognitiv“ allerdings zu kurz greift). Sie besagt, daß der Mensch „versucht, in seinem Wahrnehmen und Verhalten Dissonanzen zu vermeiden zwischen dem, was ihm in der Umwelt begegnet, und der präexistenten Attitüdenstruktur. Der Mensch organisiert im allgemeinen sein Erleben und Verhalten auf eine kognitive Konsonanz hin. Dieser Vorgang hat weitreichende Konsequenzen für die Wirkungen des Fernsehens . . . Die Beeinflussung ist in der Regel um so stärker, je mehr die empfangenen Aussagen mit den schon vorhandenen Attitüden beim Zuschauer übereinstimmen. Starke Wirkungen sind auch möglich, wenn sich der Zuschauer auf dem Gebiet, von dem eine Sendung handelt, noch nicht festgelegt hat. Bei einer Dissonanz zwischen der Aussage und den präexistenten Dispositionen kommen oft gar keine Wirkungen zustande, oder die Wirkungen laufen sogar den Intentionen des Kommunikators zuwider (Bumerang-Effekt).“⁸ Kognitive Dissonanzen lassen sich vermeiden, indem dissonante Informationen entweder gar nicht wahrgenommen bzw. für unwahr gehalten

werden, oder indem sie in konsonante umgedeutet werden, oder indem sie so minimalisiert werden, daß sie ihre Bedeutung verlieren.

Hier sollen die einschlägigen Theorien jedoch weder aufgezählt noch dargestellt werden. Erst recht nicht soll ihr Wert in Zweifel gezogen werden, der darin besteht, daß sie aus der Analyse komplexer Prozesse gewonnen werden. Uns geht es darum, den anthropologischen Rahmen bzw. das Fundament dieser Prozesse aufzuzeigen. Wissenschaftler wie Praktiker der Kommunikation neigen dazu, das tatsächliche Kommunikationsverhalten des Publikums, vor allem dessen Blockierungen, negativ zu sehen; sie wollen deren psychische und soziale Ursachen ergründen, um sie dann nach Möglichkeit auszuräumen. Uns hingegen geht es darum, den „vernünftigen“ anthropologischen Sinn dieser Mechanismen aufzuzeigen, die jenen vorwiegend als Barrieren und Hindernisse der Kommunikation erscheinen.

Unsere Intention läuft keineswegs auf ein Plädoyer für das Bestehende hinaus; wenn es ein Plädoyer ist, dann eines für mehr Respektierung des Zuschauers. Diese kann aber keinesfalls zu der Forderung führen, Hörfunk und Fernsehen sollten die vorhandenen Einstellungen des Publikums nur bestätigen. Eine solche Forderung würde vielmehr den positiven Sinn menschlicher Fragwürdigkeit ignorieren. Zwar ist der Mensch als weltoffenes Wesen auf seine im Lauf des Lebens aufgebauten Verhaltensstrukturen angewiesen, sie sind für ihn lebenswichtig; andererseits besteht jedoch der positive Sinn seiner Welt-offenheit gerade darin, daß er auch selbstverständlich Gewordenes wieder in Frage stellen kann, daß er nicht nur neue Einsichten und Einstellungen erwerben, sondern auch bereits erworbene verändern kann.

Zur gegenwärtigen Fernsehpraxis

Viele Fernsehpraktiker sehen ihre vornehmste Aufgabe darin, innovative Sendungen zu produzieren, d. h. solche Programme, die Denkanstöße geben, die Überkommenes und selbstverständlich Scheinendes in Frage stellen, die Verkrustungen aufbrechen und die gesellschaftliche Entwicklung voranzutreiben helfen. Sie befinden sich mit dieser Absicht auf den ersten Blick in prominenter Gesellschaft, denn bereits Sokrates wollte verunsichern und in Frage stellen. Auch ihm freilich nahmen die Zeitgenossen das übel, er war ihnen lästig und ärgerlich. Sie merkten sehr wohl, daß das Infragestellen des Vorhandenen zugleich dessen Gefährdung bedeutete und damit auch Gefährdung derer, die sich darin heimisch fühlten. Wenn unsere anthropologischen Überlegungen richtig sind, so folgt daraus, daß es damals wie heute ein schwieriges Geschäft ist, ein Massenpublikum durch Fragen sowohl zu verunsichern als auch zur Auseinandersetzung zu animieren; schwieriger jedenfalls, als die meisten Fernsehpraktiker es wahrhaben wollen.

Jedoch, Sokrates war ein Philosoph, der zwar in Frage stellte, zugleich aber seine eigene Unwissenheit eingestand. Das Fernsehen dagegen, und das ist der fundamentale Unterschied, weiß Antworten für alle Lebenslagen. Es stellt zumeist gerade nicht in

Frage, sondern belehrt; es will weniger verunsichern als vielmehr vorhandene, falsche Sicherheiten durch andere und vermeintlich bessere ersetzen.

Die Belehrung gelingt relativ problemlos dort, wo es sich um Vermittlung eines Wissens handelt, das dem Aufnehmenden peripher bleibt, wie etwa Wissen über Berge und Flüsse, Pflanzen und Tiere, wo es um bloßes „Neugierwissen“ geht oder auch um technologisch reduziertes, aufs Know-how eingeeengtes Wissen. Die Belehrung wird problematisch, wenn es um „existentielles“ Wissen geht, um Überzeugungen, Verhalten, Wertbewußtsein. Besteht die Absicht der Belehrung darin, in diesem Bereich Veränderungen zu erzielen, so treten jene anthropologisch begründeten Abwehrmechanismen in Erscheinung, von denen die Rede war. Der Zuschauer fühlt sich in seiner Weltorientierung und Lebensführung irritiert und bedroht, und je weniger er diese Dissonanzen kognitiv bewältigen kann, desto stärker setzen sich seine Emotionen durch, Angst und irrationale Aggression, Trotz und Reizbarkeit. Überdies fehlt oft ganz einfach die Zeit zur verarbeitenden Auseinandersetzung, und man kann die komplizierten und schnell wechselnden Situationen auch emotional nicht zusammenhalten.

Dieser Hinweis erinnert zugleich noch einmal daran, daß der Durchschnittszuschauer einer Fülle heterogener Programme gegenübersteht, deren Intentionen sich teils verstärken, teils wechselseitig neutralisieren. Es ist in anthropologischer Betrachtung eine absurde Vorstellung, der Zuschauer könnte nach jeder Sendung Einstellung und Verhalten der Intention der Sendung gemäß verändern. Genau dieses aber, Einstellungen und Meinungen zu verändern, ist die Absicht vieler Fernsehpraktiker.

Nun ist der Bildungsauftrag der Rundfunkanstalten gesetzlich verankert, und er gilt sicher nicht nur für die sogenannten Bildungsprogramme, sofern man den Bildungsbegriff nicht zu eng versteht. Faßt man zunächst nur die Lehrsendungen und das Genre der pädagogischen Sendungen ins Auge, so ist nicht verwunderlich, daß es dort Parallelen zur jüngsten Entwicklung in der Erziehungswissenschaft gibt. Dort wird mit Nachdruck die Frage gestellt, auf welche Vorgegebenheiten, welche Prägungseffekte z. B. der frühkindlichen Sozialisation die organisierte Erziehung trifft und welche Chancen sie hat, sich dagegen durchzusetzen. Genauso fragt man in jenen Redaktionen, die pädagogische Sendungen produzieren, am ausgeprägtesten wohl in der ZDF-Redaktion der „Rappellekiste“. Man versucht den Ist-Zustand der Adressaten und seine sozialen Bedingungen zu ergründen, um daraus Daten für eine angemessene didaktische Strategie zur Erreichung eines Soll-Zustands zu gewinnen, für eine Strategie, die zugleich emotionale Bedrohung abbaut bzw. gar nicht erst entstehen läßt.

Es ist aufschlußreich, daß solches Bemühen von vielen Redaktionen auch anderer Programmsparten mit Bewunderung zur Kenntnis genommen wird. Genau dieses erwarten sie ja von der Wirkungsforschung: Daten, die in Vermittlungsstrategien umsetzbar sind. Und tatsächlich enthalten die Kompendien der Wirkungsforschung in der Regel auch ein Kapitel, das sich mit der „Überzeugbarkeit“ des Publikums befaßt und deren Bedingungen zu systematisieren versucht⁹. Zum Leidwesen der Praktiker geschieht dies allerdings auf wissenschaftlich abstrakte Weise, aus der man die ersehnten konkreten Strate-

gien zur Intensivierung der Programmwirkung nicht gewinnen kann. Doch ist nicht das dahinterstehende Selbstverständnis der Praktiker durchaus fragwürdig?

Expansion des Erziehungsdenkens

Janpeter Kob, Professor für Soziologie und Direktor des Hans-Bredow-Instituts für Rundfunk und Fernsehen an der Universität Hamburg, hat dazu gerade einige interessante Thesen vorgetragen. In seinem Buch „Soziologische Theorie der Erziehung“ versucht er zu zeigen, daß einerseits die Eigenarten der Erziehung als einer sehr speziellen Variante von Sozialisation von den gängigen Sozialisationstheorien bei weitem nicht genügend berücksichtigt werden; daß andererseits viele Theoretiker so tun, als ob alles Soziale zu reduzieren wäre auf erzieherisch handelnde Instanzen: „Die Neigung, Gesellschaft überhaupt als nichts anderes denn als Sozialisationsarrangements zu sehen – etwa alle Tatbestände, bei denen der Verdacht besteht, daß sie Personen zu beeinflussen vermögen, unter die Leitung bewußt erziehender Instanzen zu bringen und so dann überhaupt keine ungeplante Prägung mehr zuzulassen –, ist für bestimmte ideologische Entwicklungen in der modernen Gesellschaft symptomatisch.“¹⁰ Kob bezeichnet dieses Phänomen als ideologischen Pädagogismus und verdeutlicht es am Beispiel des Fernsehens.

Neben dieser Form des Pädagogismus nennt er noch eine andere, die er als organisatorischen Pädagogismus bezeichnet. Kob geht davon aus, daß moderne industrielle Gesellschaften darauf angewiesen sind, sich eigenständige und differenzierte Erziehungssysteme zu schaffen. Ein solches Erziehungswesen als zentrale gesellschaftliche Struktur aber neigt mit einer eigenartigen Zwangsläufigkeit zur Hypertrophie, vergleichbar der Hypertrophie planvoller Verwaltungsarbeit zum Bürokratismus. Als Pädagogismus wird demzufolge bezeichnet die übermäßige Expansion des professionellen und organisierten Erziehungshandelns in immer neue Bereiche hinein. Zu denken ist etwa an den Trend zur Verschulung der frühkindlichen Erziehung, aber auch an die Verschulung der Karrierechancen: „Betriebliche und berufliche Aufstiege sind immer weniger durch praktische Leistung und Bewährung im beruflichen Alltag möglich, sondern werden durch schulisch organisierte Weiterbildungsinstitutionen kanalisiert. ‚Education permanente‘ – ein zunächst bescheidener Appell an die Bildungsinteressen der Erwachsenen – droht zu einem Anspruch professioneller Erziehung zu werden, der am Ende besser mit der Formel ‚éducation partout‘ zu kennzeichnen wäre.“¹¹ Die (noch) verbreiteten Vorstellungen von Privatheit, Mündigkeit und persönlicher Identität scheinen „einem radikalen erzieherischen Verstand“ zunehmend dubios zu werden.

Diese organisatorischen Expansionstendenzen werden noch überbaut durch den ideologischen Pädagogismus, der außerhalb des Erziehungswesens um sich greift. Vor allem im Bereich des „kulturellen“ Handelns, dessen Funktion in einem gesellschaftlichen Erziehungs- und Aufklärungsprozeß gesehen wird: „Museen, Theater, Massenmedien werden so in Erziehungsanstalten uminterpretiert . . . Daß Massenmedien von der Tages-

presse bis zum Fernsehen primär Beeinflussungs- und Umerziehungsinstanzen sind und auch als solche kritisiert werden, ist schon zur Selbstverständlichkeit geworden und hat zu einer vollständigen Ideologisierung der Kommunikationskritik geführt; selbst Routiniers der Unterhaltungsbranche finden es heute äußerst ‚mutig‘, wenn sie von ihren Produkten zu sagen wagen, daß sie ‚nichts als Unterhaltung‘ bieten wollen, also eben keine aufklärende Erziehung und Bewußtseinsbildung.“ Produkte und Tätigkeiten in Kultur, Freizeit und Vergnügung „werden nicht mehr als Selbstwerte genommen und beurteilt, sondern sehr ernsthaft und grundsätzlich als Mittel und Instrumente für personale Beeinflussung und Bildung“¹².

Kob, der übrigens mit einer Arbeit über den Schulfunk promoviert hat, hält es für bemerkenswert, daß diese Expansion des Erziehungsdenkens nicht von professionellen Erziehern in Gang gesetzt worden ist. Er meint, hier habe sich „spontan eine pädagogistische Ideologie im außerpädagogischen Raum ausgebreitet: Man könnte vermuten, daß Erziehungshandeln als moderne und friedliche Form von Machtausübung gerade den öffentlich ambitionierten Laien fasziniert.“¹³ Ebendeshalb, so fordert er, müsse die Kritik des Pädagogismus von der professionellen Pädagogik ausgehen. Ansätze dazu scheint es zu geben. Bei den letztjährigen Mainzer Tagen der Fernsehkritik z. B. äußerte der Münchner Pädagoge Alfons Otto Schorb Befremden und Bestürzung darüber, wie bedenkenlos sich die anwesenden Journalisten didaktischer Kategorien bedienten.

Hier soll nicht auf die Frage eingegangen werden, ob und inwiefern die referierte Argumentation überpointiert ist, ob die tatsächliche Sozialisationsfunktion der Massenmedien nicht zu wenig gewürdigt wird, wie der Praktiker zwischen der Szylla des Pädagogismus und der Charybdis mangelnder Reflexion der gesellschaftlichen Folgen seiner Arbeit hindurchkommen kann. Daß Kob Richtiges gesehen hat, steht außer Zweifel. Der von ihm angeprangerte Trend aber ist für unser Thema höchst aufschlußreich. Wenn der Fernsehzuschauer nicht nur punktuell, nicht nur in „pädagogischen“ Sendungen belehrt wird, wenn er fast permanent und von Sendungen aller Programmsparten aufgeklärt und umerzogen wird, wenn er immerfort mit pädagogischen Intentionen, zudem höchst heterogenen, konfrontiert wird, dann ist es nicht verwunderlich, daß die anthropologisch begründeten Kommunikationsbarrieren in Erscheinung treten. In anthropologischer Betrachtung ist dies vielmehr ein notwendiger Selbstschutz.

Um Mißverständnisse auszuschließen, sei eigens betont, daß mit dem Gesagten keinesfalls die Existenz pädagogischer Sendungen kritisiert und daß auch nicht behauptet wird, es gäbe zu viele davon. Die Kritik richtet sich vielmehr gegen die Pädagogisierung des Gesamtprogramms. Und ebensowenig wird ein Angriff auf die Meinungsfreiheit vorgetragen. Ernsthaft bedacht werden sollte jedoch, ob nicht gar zu oft die Meinungsfreiheit nur als Deckmantel pädagogistischen Denkens dient, und ob es nicht angebracht ist, die Meinungsfreiheit auch des Zuschauers stärker zu respektieren. Denn in allen Massenmedien schrumpft der Anteil der Informationen zugunsten von Kommentar und Meinung; man überläßt es nicht dem Leser oder Zuschauer, sich seine Meinung selbst zu bilden, sondern sagt gleich dazu, was er von dem Berichteten zu halten habe.

Abschließend noch eine Bemerkung zur gegenwärtigen Mediendiskussion. Bekanntlich wird der Griff der Politiker nach Rundfunk und Fernsehen immer unverhohlener. Es wird kaum noch eine Führungsposition in den Anstalten besetzt ohne vorausgehendes parteipolitisches Gerangel. Zwar gibt es Journalisten, die diese Entwicklung nachdrücklich kritisieren; aber selbst unter ihnen sind solche, die um der eigenen Karriere willen ihre jahrelang vorgetragene Kritik vergessen und die damit nicht nur ihre eigene Glaubwürdigkeit, sondern auch die ihrer einstigen Mitstreiter schwächen. Es besteht kein Grund, die Praxis der Politiker zu entschuldigen. Wohl aber ist zu fragen, ob die beklagenswerte Politisierung nicht auch eine Folge des ideologischen Pädagogismus ist.

Im Zusammenhang mit der Politisierung steht die Forderung nach Ausgewogenheit des Programms, die über die Personalpolitik erreicht werden soll. Nun ist diese Forderung auch eine journalistische, und als solche wurde sie z. B. von Christian Wallenreiter, damals Intendant des Bayerischen Rundfunks, im ARD-Jahrbuch 1970 formuliert; ihr gegenwärtiges Gewicht aber bekommt sie erst aufgrund jenes von Kob skizzierten pädagogistischen Denkens innerhalb und außerhalb der Rundfunkanstalten. Wer die Medien in erster Linie als Beeinflussungs- und Erziehungsinstrumente handhabt, und zwar quer durch alle Programmsparten, der sollte nicht so naiv sein und sich wundern, wenn die Politiker jeglicher Couleur fürchten, ihre parteipolitischen Intentionen könnten dabei zu kurz kommen.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. zu diesem Abschnitt J. Derbolav, Einführung in die Pädagogik (Vorlesung 1967/68, Mskr.) 11–22.

² A. Gehlen, Anthropologische Forschung (Hamburg 1961) 18.

³ Ebd. 49. ⁴ Ebd. 71. ⁵ Ebd. 72. ⁶ Ebd. 63.

⁷ Vgl. A. Gehlen, Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt (Bonn 1958) 185.

⁸ Einführung in die Massenkommunikationsforschung, hrsg. v. G. Maletzke (Berlin 1972) 154.

⁹ Ausführlich dargestellt etwa von F. Dröge, R. Weißenborn, H. Haft, Wirkungen der Massenkommunikation (Frankfurt 1973) 65–76.

¹⁰ J. Kob, Soziologische Theorie der Erziehung (Urban-TB 838, Stuttgart 1976) Anm. 34.

¹¹ Ebd. 98. ¹² Ebd. 98 f.

¹³ Als symptomatisch dafür mag gelten, daß die 17 Beiträge des 1975 im Beltz-Verlag (Weinheim) erschienenen Buchs „Fernsehvorschule“ von Psychologen, Soziologen, Theater- und Kommunikationswissenschaftlern, Germanisten etc. stammen; nur ein Beitrag ist von einem Pädagogen verfaßt.